

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 93.

Donnerstag, 22. April

1926

(9. Fortsetzung.)

Die drei Brüder von Korff.

Roman von O. von Hanstein.

(Nachdruck verboten.)

Edith atmete auf. Jahre der Einsamkeit. Jahre, in denen sie nicht gewagt hatte, froh zu lachen. Jahre, in denen sie an der Seite der alten Exzellenz fast selbst eingeschlafen — dann dieses enttäuschte Wiederleben. Vierzehn Jahre war August älter als sie, und neben ihr ritt in jünger Kraft, selbstsicher und schön Ortlieb Gerlach. Erinnerungen tauchten auf, Erinnerungen an stillen Sommerabende, an Bälle auf den Nachbargrätern — an Worte, denen sie nicht glaubte. — Erinnerungen an einen Morgen, an dem der Leutnant Gerlach in „erster Garnitur“ den Vater aufsuchte und dann, ohne sie gesprochen zu haben, wieder davon fuhr, während sie der siebzehnjährige Badfisch, bitterlich weinte.

An das mußte ne denken, während sie stumm neben dem Vetter durch den herbstlichen Park ritt — an spätere Tage, an des Betters August stilles, heimliches Werben, an seine männliche etwas überlegene und doch so tiefsame Art — an ihre immer etwas mit Furcht gemischte Liebe zu ihm — — daran dachte sie nicht in dieser Stunde.

Ortlieb ließ ihr Zeit. Er ritt neben ihr und schien selbst in Gedanken versunken.

„Edith, wie wär's mit einem frischen Galopp?“

„Sie atmete auf.

„Gern, Ortlieb!“

Sie stoben nebeneinander dahin. Ortlieb wußte es einzurichten, daß aus dem Galopp ein kleiner Wettritt wurde. „Holla, der Graben dort! Weißt du noch, wie oft wir ihn nahmen? Geht es noch?“

Er sporne sein Tier und flog himmlisch. Edith lachend ihm nach.

„Jugend! Jugend!“

Und als sie wieder vor dem Herrenhause hielten, als dort der alte Baron stand und ihnen entgegenjäh, da hatte auch Edith rote Wangen und leuchtende Augen.

„Solltest öfter reiten Kind siehst wie die Jugend selbst aus!“

Auch am Abend war Ortlieb ein glänzender Gesellschafter, saß am Klavier, spielte und sang, und wie Edith gegangen, erzählte er dem Onkel noch lange derbe Witze und trank den guten Burgunder.

Wahrhaftig, einen Kuß drückte der Onkel ihm auf, als er endlich sein Zimmer aufsuchte.

„Junge Junge hätte ich gewußt, was aus dir geworden!“

Auch Ortlieb schloß vorzüglich in dieser Nacht, und Edith? Sie machte bittere Vorwürfe — nicht sich, sondern dem Manne, der ihr die Freude mißgönnte, der da in Schwechau arbeitete und Phantastereien nachließ und sich um sein schönes junges Weib nicht kümmerte.

Am nächsten Tage fuhr der Baron mit Ortlieb zur Stadt. Natürlich waren die Kronen echt. Sie machten einen Kaufvertrag über die Ernte beim Notar, und Ortlieb erhielt über die Anzahlung eine Quittung. Der Baron selbst war überrascht, als ihm der Bankier die Summe nannte, die die Million Kronen in Papiermark ergab. Seit gestern war der Dollar schon wieder gestiegen. Dann fuhr er mit Ortlieb zur Post. Der Neffe hätte heute alles von ihm verlangen können und verlangte weiter nichts, als daß er ein

Telegramm abschickte an Herrn Niels Swendson in Berlin, Hotel Esplanade: „Einverstanden, habe mit meinem Neffen Vertrag abgeschlossen, Baron Warthenau.“

„Onkel, nun möchte ich nur noch eins.“

„Was, lieber Junge?“

„Wir brauchen auch deutsche Großhändler. Du kennst doch Werner Korffs zukünftigen Schwiegervater, den Senator Böhlermann in Hamburg?“

„Flüchtig.“

„Gib mir eine Empfehlung an ihn.“

„Natürlich.“

An diesem Tage wollte Edith nicht ausreiten. Sie war etwas besangen und wußte wohl, daß sie, August von Korffs junge Frau, das Buffet roter Rosen, die legten, die Ortlieb am Morgen im Garten gefunden, nicht hätte nehmen dürfen, und doch standen sie in der Vase in ihrem Zimmer.

Bergauf fuhr Ortlieb in seinem Auto davon. Winte immer wieder zurück, bis er im Park war, dann nickte er zufrieden.

Herr Swendson konnte einverstanden sein. Eine gute Ernte war ihnen verfaßt und — war er auch nicht Angestellter der Firma, der Baron Viktor von Warthenau war besser als ein Agent. Von der Bahnstation schickte er den Vertrag als Einschreiben an Swendson ab, ehe er — allerdings nicht nach Warlichau — weiterfuhr.

Der Baron aber sah dem Auto lange nach.

„Wer hätte das ahnen können! Der Windhund! Schade! Schade!“

Edith fragte nicht, was dieses „schade“ bedeuten sollte, und seufzte nur tief auf.

Eine Stunde später war der normale Zustand wieder erreicht, und der Baron fluchte in seinem Zimmer, daß es bis in den Garten hinein schallte. Ein Brief vom Landrat hatte ihn daran erinnert, daß er in seiner Verblendung den schönen Kronennoten gegenüber die ganze Ernte verfaßt und die Abgaben vollkommen vergessen habe.

Natürlich Abgaben und Steuern! Steuern und Abgaben! Nicht sein eigener Herr ist man! Sein Eigentum darf man nicht frei verkaufen. Eine milchende Kuh ist der Landwirt! Nichts weiter! Hol der dreibeinige Teibel! Ein Elend ist es!“

Und während derelben Zeit schritten der Landrat, auf den der Baron fluchte, und August von Korff nebeneinander über die wüsten Felder von Schwechau.

Großartig, Herr von Korff, wie die Leute hier arbeiten! Was in den acht Tagen schon geworden ist! Jeder sein eigener Maurer oder Zimmermann, jeder mit Lust und Liebe am Werk, und wie Sie die Leute im Zug haben.“

August von Korff hatte leuchtende Augen.

Niemand hat ich im Zug! Jeder hat sich selbst im Zug! Wir ziehen eben jeder an dem nämlichen Strang, und jeder weiß, daß er für sich arbeitet. Das ist das ganze Geheimnis. Da sehen Sie das Land. Jahrelang nicht umgebrochen, und wo ein paar Morgen bewirtschaftet waren, elender Raubbau! Und was soll ich machen? Hab ich Geld, groß anzufangen? Soll ich das Gut meines Vaters an irgendeinen neuen Reichen verkaufen, der den Ertrag in das Ausland verschiebt? Soll ich selber als Inspektor in Stellung gehen?

Und da sehen Sie die Männer. Alle bodenständig gewesen, alle keine Bauern drüben im jetzt polnisch gewordenen Land. Geflohen, kaum ein Hemd auf dem Leibe.

Und dann die Jahre im Krieg, während die Frauen darbten.

Glauben Sie, Herr Landrat, daß sich die Leute als Instmänner, als Taglöhner glücklich fühlen? Ich glaube es nicht. Darum habe ich mir behalten, was mich selbst nähren kann, und ihnen in Erbpacht gegeben, was jeder braucht. Ist was anderes, ob jemand für sich arbeitet oder für einen Herrn. Sehen Sie, das macht ruhige Menschen. Ruhige, friedliche, fleißige Menschen. Wer für sein Eigen arbeitet, wird nicht radikaler Schwärmer! Und im Zug hab ich sie; sie wissen, daß ich ihnen nichts befehle, gar nichts zu befehlen habe, sondern ihnen rate als Freund, der ja manches besser weiß, und weil sie mich kennen!

Weil ich zuerst ihre Instlaken aufbauen lasse, ehe ich an das Herrenhaus denke, damit die Frauen und Kinder wieder ein Dach über dem Kopf haben!

Da sehen Sie, da habe ich aus Königsberg einen Mann kommen lassen, der zeigt ihnen, wie man sich selber Ziegel aus Lehm preßt, da ist ein anderer, der lehrt sie Törfstechen, damit sie im Winter Feuerung haben. Ich kann mich zunächst ganz gut mit den drei Zimmern behelfen, die im Herrenhause noch brauchbar sind, und weiß genau, sobald sie Zeit haben, helfen sie auch mir, und das bißchen Kapital, das ich aus den Wiederaufbausummen der Regierung habe, macht sich bezahlt. Wir machen eben alles selber, und wenn ich mich im Felde nicht gemert habe, selbst mit Hand anlegen, einen Schüttengraben zu bauen, sehe ich nicht ein, warum ich mich jetzt genieren sollte."

"Dächten nur alle wie Sie!"

"Ich glaube, wer so jahrelang mit einem Haufen zusammengewürfelter Menschen im afrikanischen Busch gelebt hat, der weiß, daß es unter jeder Klasse anständige Menschen und Lumpen gibt, und richtet sich danach. Übrigens ist der Gedanke nicht von mir. Ich weiß nicht, ob Sie vom Grafen Wilhelm von Schaumburg gehört haben. Der war ein schneidiger Reitergeneral unter dem alten Fritzen und hat später als Heerführer der Portugiesen das große Spanien besiegt.

Und dann kam der alte Haudegen mit seinen Soldaten, die Jahrzehnte im Kriege gewesen und kräftig verwahrlost waren, wieder nach Deutschland und in sein kleines Ländchen. Da gab er jedem der Männer ein Stück Land zu eigen und lehrte sie Ackerbauern werden. In jedem Monat ging er von Hof zu Hof, riet ihnen und zeichnete die aus, die vorwärts gekommen und fleißig geworden.

Da war denn plötzlich ein ganzer Haufen blühender Höfe und damit Wohlstand im Ländchen.

Sehen Sie, so etwas schwebt mir im kleinen vor, und damit bilde ich mir ein, auch dem armen vernichteten Vaterlande zu nützen. Übrigens, ein Schüler dieses Grafen Wilhelm war Scharnhorst, der später nicht weniger dazu beitragt, sein Vaterland zu befreien."

Langsam sank die Sonne des warmen Herbsttages am Himmel nieder. Würzig dufteten die ausgebrochenen Schollen nach frischer Erde. In langen, schwarzen Streifen trocknete am Ufer des Kanals, der das Gut mit einem der großen Seen verband, der fette Torf und neben den Baulstellen der einzelnen Insthaustünen standen größere und kleinere Stapel fertiger Lehmziegel.

Die Frauen, die mit den wenigen Kindern, die bisher vorhanden, tagsüber gepflügt hatten, um wenigstens ein wenig Wintersbruch einzubringen, melschten jetzt die Kühe. Baron Biflor hatte nicht Unrecht gehabt. Die Hütten, die man provisorisch aus Stämmen und Reisig gemacht hatte und die zum Teil nichts anderes waren als Überdachungen verfallener Unterstände aus der Russenzeit, häuften in der Tat den Behausungen der Wilden.

Aber um sie herum waren frohe Gesichter. Ein jeder Tag brachte ja vorwärts. Immer wieder kamen Leute und holten Rat. Der eine sagte Herr Hauptmann aus alter Gewohnheit, der andere Herr von Korff und der dritte vermied die Anrede, aber jeder hatte Achtung in seinen Augen.

Die Kinder spielten, Gänse wurden heimgetrieben von den überreichen Weiden, Ziegen bockten medernd umher.

Der Landrat lachte.

"Ein Tohuwabohu trotz allem."

August von Korff lächelte.

"So scheint es, und doch ist alles ein fester Plan, der längst vorbereitet ist. Wenn Sie eintreten wollen —"

Es war ein bescheidenes Zimmer mit lärglichen Möbeln, in das ihn Baron August von Korff führte.

"Ja, für Gesellschaften bin ich noch nicht eingerichtet, aber warten Sie ab. Auch das wird werden. In Afrika hatte ich es schlimmer."

Der Landrat saß neben ihm auf dem Sofa. Es war einmal ein sehr schönes Sofa gewesen, das in einer Klubsessel garnitur geprunkt hatte. Heute allerdings hatte es in den bösen Zeiten eines seiner Beine verloren und dafür einen solchen Fuß aus untergeschobenen Ziegelsteinen.

Dafür aber lag der Tisch voller Pläne, und das Abendessen, das ihm irgendeine der Instmannsfrauen, die sich ohne viel Worte in seine Bedienung teilten, auftrug und zu dem er jetzt lächelnd den Landrat einlud, war einfach, aber kräftig.

Sie saßen noch lange über den Karten und Plänen, dann bestieg der Landrat sein Pferd.

"Herr von Korff, ich glaube, Sie tun hier mit Ihrer kleinen Siedler-Gemeinde ein gutes Stück neuer Kulturarbeit."

"Das würde mich freuen!"

Und dann ritt er davon, während vor den seltsamen Hütten noch Männer und Frauen saßen, auf der Mundharmonika oder der Zieharmonika spielten und zufriedene Gesichter machten. August aber saß in seinem Zimmer. Jetzt kam wieder der Abend. Dieser schreckliche Abend, der immer den Arbeitstag beschloß. Dieser Abend, an dem er sich inmitten seiner Schöpfung so einsam fühlte. Wohl hatte er an diesem Morgen den Wagen seines Schwiegervaters gesehen, wie er in schnellem Trabe quer durch Schweißau fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Junge Strauße, alte Strauße, Straußenjagd.

(Plauderei aus Deutsch-Südwestafrika.)

Von D. Fechner.

Heute will ich etwas vom Strauß erzählen. Seitdem der Mensch diesen Riesenvogel zu züchten begonnen hat, ist man über vieles, was früher noch unbekannt war, ins klare gekommen. Besonders gingen die Ansichten über das Brüdergeschäft auseinander. Ein Straußenstall wird nicht allzuoft gefunden, und wer durch Zufall eins entdeckt, der hält es aus verschiedenen Gründen hübsch geheim.

Bei einem Wegebaukommando war auch ein Soldat mit Namen Gläsel. Dieser ritt jeden Morgen zu einer bestimmten Stunde ins Gelände, was bald auffiel und ihn in den Verdacht brachte, der Hüter irgend eines Geheimnisses zu sein. Um diesem auf die Spur zu kommen, wurde der Mann genau beobachtet. Als Gläsel dies merkte, erzählte er ohne weiteres, daß er eines Tages einen männlichen Strauß getroffen, der mit dem Schnabel und den Ständern sehr hastig Sand zusammenge häuft habe und dann vor ihm flüchtig geworden sei. Er habe nun die Stelle genau untersucht und in einer Vertiefung ein Straußenstall mit sechzehn Eiern gefunden. Von der Wahrschau dieser Angaben überzeugten wir uns bald. Einige Eier waren schon hoch bebrütet, und eines Morgens ließ das erste Straußlein hinter seinem Vater her, der ihm voller Stolz sein weites Reich zeigte. Später war die Zahl des kleinen Gefolges schon auf drei gestiegen; endlich trüppelten aber acht junge Strauße hinter dem Alten durch den Sand. Bei dieser Zahl blieb es; denn die anderen acht Eier waren teils unbrütet, teils war die Frucht abgestorben. Nun versuchten wir, die kleine Gesellschaft in unsere Gewalt zu bekommen, was aber nicht so leicht war, wie man vielleicht dacht. Denn erstens laufen die kleinen Strauße schneller als ein Mensch, und zweitens verteidigte sie der Vater, der augleich auch Mutterstelle bei den Kleinen vertrat, mit wahrem Heldenmuth, so daß uns nichts anderes übrig blieb, als ihn zu töten. (Noch heute erröte ich vor Scham ob dieses Altes der Roheit.) Jetzt gelang es uns endlich, die Jungen sämtlich zu fangen und nach der Station zu verbringen. Die Aufzucht machte gar keine Schwierigkeit, denn die kleinen Strauße ätzen alles, was sie bekommen, mit besonderer Vorliebe aber eine Art Staubzwiebel. Später, als sie schon ziemlich groß geworden waren, wurden sie bissig wie böse Hunde, und der Neger-

wärter, den sie schon einigemal ernstlich verlebt hatten, ge- traute sich nicht mehr allein in ihren Pferch. Stand dessen Tür zufällig einmal offen und kamen die Allesfresser auf den Hof und in das Stationsgebäude, dann wehe allem, was nicht niet- und nagelfest war und eine gewisse Größe nicht überstieg. Zunächst verschlangen sie jedes Stük Seife, dessen sie habhaft werden konnten, ferner Patronen, Messer, Gabeln, Löffel, Puszeug, kurzum alles, was die Gurgel passieren konnte. Als sie diese Raubzüge durch die Stuben wiederholt unternahmen und die Soldaten dem Hauptmann ihr Leid klagten, rief dieser verzweifelt: „Die fressen mir die ganze Station noch auf! Jetzt aber fort mit ihnen!“

Dem Eigentümer blieb also nichts anderes übrig, als sich von seinen großen Jünglingen zu trennen. Er trat in Verbindung mit der Firma Wede und Voigt in Olahandia, die sich damals mit dem Gedanken trug, eine Straußenfarm zu gründen. Der Handel kam auch zustande, und die acht Strauße wurden nach dem genannten Orte getrieben, um die Stammeltern der heute so bekannten Straußenfarm „Wede und Voigt“ zu werden.

Dass der Strauß nicht ausstirbt, dafür ist also gesorgt. Immerhin gibt es aber auch sehr viel wildlebende Strauße, die, weil sie scheu, vorsichtig und so genügiam sind, dass sie auch in der menschenfeindlichen Einöde bestehen können, der Habgier einzelner Tropenjäger noch nicht gleich zum Opfer fallen werden. Freilich stellt sich dieser Riesenvogel zuweilen auch sehr dummkopf, und seine Neugierde bringt ihm manchmal Verderben. Ich habe nämlich die Beobachtung gemacht, dass, wenn man den Strauß von seinem Ausgangsplatz ver- scheucht hat und dann schnell in einem nahen Gebüsch (vorausgesetzt, dass ein solches sich in der Nähe befindet) verschwindet, der Vogel in einem großen Bogen zurückkehrt. Hierbei kommt er dem Berfest des Jägers häufig so nahe, dass er mit der Büchse geschossen werden kann.

Zuweilen mischt er sich auch unter zahme Tiere, die er für Wild hält. So hörte ich eines Morgens unter meinem Vieh Töne, die, wie ich aus Erfahrung wusste, nur von Straußen herrührten konnten. Als es hell genug war, bemerkte ich sieben Strauße zwischen den Ochsen. Zugleich sah ich aber auch an dem Benehmen der Vögel, dass sie zwischen Zebus und verschiedenen Antilopenarten einerseits und Zugochsen andererseits einen Unterschied zu machen verstehen. Denn sie wurden mit einemmal sehr unruhig und wunderten sich offenbar über ihren Irrtum, der ihnen nur in dunkler Nacht passieren konnte. Mittlerweile war es aber so hell geworden, dass ich mit einem der größten männlichen Strauße ausfuchen und ihm eine Kugel antragen konnte, die ihn nach wenigen Riesenstritten niederschlug. Die übrigen stoben in wilder Flucht davon.

Wiederholt habe ich auch die Schnelligkeit meines Pferdes mit der des Straußes zu messen versucht. Die Prüfung fiel aber immer ungünstig des Vogels aus, der unter allen Vierfüßlern und Vögeln, die sich auf der Erde fortbewegen, die größte Schnelligkeit entwenden kann. Er bringt es — allerdings nur auf kürzere Zeit — auf 29 Meter in der Sekunde, übertrifft also sogar die flüchtige Gazelle, die nur 27 Meter in der Sekunde zurücklegen kann. Hieran schließen sich erst Windhund und Vollblutpferd mit 26 Meter in der Sekunde. Aber wie schon gesagt, fehlt dem Strauß die Ausdauer; er hält diesen wilden Lauf nicht lange aus. Einmal hatte ich ein besonders schnelles und ausdauerndes Pferd unter mir, mit dem ich einen Strauß mattlagte. Aber gerade in dem Augenblick, als ich ihm einen Schlag auf den Kopf versetzen wollte, trat mein Pferd mit den Vorderbeinen in ein Erdloch, überschlug sich und warf mich in den Sand, so dass mir die Fortsetzung der Jagd gründlich verging.

Die größte Straußenherde, die ich je gesehen habe, bestand aus 21 Stüd. Natürlich mache ich sofort den Ver- such, einen zu erlegen. Aber das Ambirschen auf unbedecktem Gelände ist geradezu eine Unmöglichkeit, denn der aufgestellte Wächter wacht seines Amtes mit allzu großer Ge- wissenshaftigkeit. Nicht ein einzigesmal bildet er sich, um zu äsen, sondern dreht den langen Hals bald links, bald rechts, bald vorwärts, bald rückwärts und äugt mit adlerscharfem Gesicht die Umgebung ab. Bis auf 600 Meter wird der Jäger gewöhnlich herangelassen, dann aber gibt der Wächter das Zeichen zur Flucht, und im Nu sind die Riesenvögel verschwunden. Auch ich konnte mich an beflogte Herde bis auf 800 Meter anbischen, als sie plötzlich unruhig wurde. Dies veranlasste mich, Feuer zu geben; jedoch ohne Erfolg, was in Anbetracht der großen Entfernung nicht gerade verwunderlich war.

Ein andermal traf ich sechs Strauße in einem äußerst günstigen Gelände; denn sie lagen auf einer kleinen, ebenen Fläche, die an drei Seiten von Gebüsch umgeben war, mit also vortrefflicher Gelegenheit bot, mich unbemerkt anzu- bischen. Ich wollte nämlich die offene Stelle besetzen und mein Buschmann sollte die Vögel von der anderen Seite beunruhigen. Leider verdarb mir aber mein Pferd die

ganze Jagd, und zwar aus Furcht vor einer Hyäne, die plötzlich vor mir hoch wurde. Ich verlor einen Augenblick die Herrschaft über das Tier, das linksum machte und gerade auf die Strauße zu galoppierte. Diese verschwanden im nahen Gebüsch auf Nimmerwiedersehen, allen bisherigen Erfahrungen zum Trost; denn es wird als feststehende Regel angelehnt, dass der Strauß Wald und Buschwerk ängstlich meidet.

Persische Richterweisheit.

Mitgeteilt von Felix v. Leyel.

Ein Sklave eines reichen Herrn, so erzählt Moslibu'd Din Sadi, kam einmal auf einen ganz verrückten Gedanken. Er stahl seinem Herrn des Nachts viel Geld und machte sich aus dem Staube. Dem Herrn gelang es, ihn einzuholen. Als er ihn zur Rede stellte, sagte der Sklave dreist und frech zu seinem Herrn: „Du hast mir Geld gestohlen und bist mir davongelaufen. Ich werde dich jetzt beim Kadi verklagen!“ Als sie vor den Kadi traten, damit er entschelde, wer der Herr und wer der Sklave sei, gebot der weise Mann den beiden, ihre Köpfe zum Fenster hinauszustreden, rief dann seinen Schriftschriften und sagte, er solle mit dem Schwert auf den Kopf des Sklaven schlagen. Bei diesen Worten zuckte der wirkliche Sklave unwillkürlich erschrockt zusammen und der kluge Kadi wusste sofort, wie er dran war.

Ein böses, rachsüchtiges Weib tötete einmal im Rausch ihr kleines Kind und wusste es der guten Nachbarin ins Haus, die sie seit jeher hasste. Dann beschuldigte sie diese vor dem Kadi, sie hätte das Kind umgebracht. Der weise Kadi, der sogleich merkte, dass der Fall nicht ganz einfach sei, ließ erst die gute Nachbarin in sein Amtszimmer kommen und gebot ihr, sich auf der Stelle vor seinen Augen nackt auszuziehen, wenn sie ihre Unschuld dargetun wolle. Die aber senkte schamhaft das Haupt, weinte und sagte, sie würde das nie tun, eher wolle sie sich töten lassen! Als aber einige Augenblicke später das böse Weib sogleich bereit war, der selben Aufforderung des Kadi ohne Scham nachzukommen, wusste der weise Mann sofort, dass diese die Schuldige war. Er ließ sie ausziehen und dann aufhängen.

In den Gärten einer reichen persischen Stadt, so erzählt Muhammed Schafy und andere, wurden seit langem die Obstbäume des Nachts von Dieben geplündert. Schließlich wurde es sogar dem König zu bunt und er ließ seinen weisen Kadi aus einer anderen Stadt kommen, der auf der Stelle Junge und Alte, Arme und Reiche zu einem Gastmahl lud und zu ihnen, als das Haus voll war, sprach: „Schämt ihr euch nicht, ihr Idioten und Dirnenköne, hierherzukommen, obwohl eure Hände und Gesichter noch über und über mit Obstfleden beschmiert sind!“ Als sich aber bei diesen Worten einige unwillkürlich erschrockt ihre Hände betrachteten, wusste der Kadi, wer die Diebe waren und wurde vom König für seinen Scharfssinn reich belohnt. — Dieses lustige Geschichtchen aber erzählt man sich seit alters in aller Welt.

Gärten.

Gärten gleichen stolzen Frauen
Längst entschwundner, ferner Zeiten
Die voll Würde und voll Hochmut
Durch ihr kühles Leben schreiten.

Gärten sind wie Bauernkinder,
Die im Reigentanz sich drehen,
Ihren Spielen hingegeben,
Weder Steg noch Wege sehn.

Stillen Dichtern gleichen Gärten,
Die zum Baume Bruder sagen
Und im glücksfüllsten Herzen
Nimmermüde Glöcken tragen.

Wielgestaltig sind die Gärten,
Die durch unsre Tage blühen.
Wielgestaltig sind die Menschen,
Die den Pfad des Lebens ziehen.
Einer aber hält das Blühen
Und das unraffolde Schreiten
Still in seinen Vaterhänden
Hoch ob Zeit und Ewigkeiten.

Hans Gäfgen.

Eisenbahntechnische Rundschau.

Von Ernst Trebesius.

Die erste deutsche Hochdruckdampf-Lokomotive. — Eisenbahn-Großverkehr. — Verbesserung des Sicherungsweisens. — Kohlenprüfung bei der Reichsbahn.

Da uns die Eisenbahn heute genau so wie vor ein- oder mehreren Jahrzehnten mit gewohnter Pünktlichkeit (oder auch mal Unpünktlichkeit) unserem Reiseziel zuführt, so ist man im allgemeinen leicht geneigt, das gesamte Eisenbahnwesen als etwas Feststehendes, in seiner Entwicklung Abschlossenes zu betrachten. Wohl hat man im Laufe der Jahre immer größere Lokomotiven aufstauen, betrachtete mit Verwunderung die ersten elektrischen Lokomotiven und die dazu gehörigen Stromzuführungsleitungen, doch schien damit die technischen Vervollkommenungen auf diesem Gebiet auch erschöpft zu sein. In Wirklichkeit ist natürlich das heutige Eisenbahnwesen ebensowenig etwas schlechthin Vollkommenes wie alle anderen menschlichen Einrichtungen auf unserem Planeten. Nur bemerkte der Fernstehende von dem dauernden Streben nach Verbesserungen und technischen Fortschritten im allgemeinen sehr wenig. Da nun unsere Reichsbahn fünfzig einen großen Überschuss zugunsten der Dawes-Lasten abwerfen soll, so erscheint es lohnend, die eisenbahntechnischen Fortschritte und Neuerungen der letzten Zeit einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Nach den ersten gelungenen Versuchen, hochgespannten Dampf zum Antrieb ortsfester Dampfmaschinen zu verwenden, erschien es angezeigt, den Hochdruckdampf auch im Eisenbahnwesen einzuführen um auch hier der wirtschaftlichen Vorteile dieses technischen Fortschrittes teilhaftig zu werden. Und so wurde denn zunächst eine vorhandene und bereits gebrauchte Schnellzuglokomotive zu einer nach den Vorschlägen von O. H. Hartmann von der Schmidtschen Heißdampf-Gesellschaft m. b. H., Kassel-Wilhelmshöhe, entworfenen Versuchsllokomotive für Hochdruckdampf umgebaut. Der Umbau führte die Lokomotivfabrik Henschel u. Sohn Kassel aus. Der Kessel wurde als Zweidruckkessel ausgeführt. Der hintere Teil des Kessels, der die Feuerbüchse umfasst, vermag als Hochdruckkessel Dampf von 60 Atm. Überdruck zu entwenden. Der Vorderkessel von der üblichen Bauart nimmt den Betriebsdruck von 14 Atm. Spannung auf. Etwa zwei Drittel bis drei Viertel des gesamten Dampfes werden je nach der Rostbelastung als Hochdruckdampf erzeugt. Diese erste deutsche Hochdruckdampf-Lokomotive soll bei gleicher Leistung im Mittel eine Brennstoffersparnis von etwa 25 v. H. oder gleicher Rostbelastung eine Mehrleistung von 35 v. H. gegenüber einer Heißdampflokomotive gleicher Bauart ergeben. Beweisen die jetzt stattfindenden Probefahrten die Richtigkeit der rechnerischen Unterlagen, dann würde die allgemeine Einführung des Hochdruckdampfes im Eisenbahnbetriebe einen wirtschaftlichen Gewinn ersten Ranges bedeuten. Benötigt doch die Eisenbahn allein etwa ein Zehntel der gesamten Kohlenförderung. Und von dieser Menge werden etwa 22 v. H. auf den Kosten der Lokomotiven verfeuert. Erträge von 25 v. H. bedeuten bei dieser Kohlenmenge natürlich eine große Betriebsverbilligung.

Da nur aus dem Güterverkehr der Reichsbahn größere Überschüsse zu erzielen sind, so gilt die Haupthilfe der Eisenbahnfachleute in erster Linie der wirtschaftlichen Gestaltung des Gütertransports, insonderheit des Massengüterverkehrs. Der leitende Grundsatz aller dieser Bestrebungen ist der: mit einer Mindestzahl von Fahrzeugen bei höchster gezielter Ausnutzung derselben und mit einer Mindestzahl von Personal die bestmöglichen Leistungen zu erzielen. Diese Ideen lassen sich lohnen es sich um den Transport großer Mengen Schüttgüter, wie Kohle, Steine, Erze usw. handelt, nur mit dem Großgüterwagen erreichen, der als Selbstlastlader gebaut sein muss. Die Beförderung größerer Lasten setzt natürlich schwerere Lokomotiven voraus, die wiederum eine Verstärkung des Oberbaues und zu schwach gebauter Brücken bedingen. Das Zukunftsvorprogramm sieht deshalb eine neue Einteilung aller Reichsbahnen vor, die nach Stärke des Verkehrs und den Steigerungsverhältnissen in N-, E- und G-Strecken vor. Die N-Strecken umfassen alle Strecken mit starkem Verkehr und mit Steigerungen von 1:100 und darüber. Die E-Strecken schließen alle Linien mit starkem Verkehr ein, die jedoch günstigere Steigerungen aufweisen als die N-Strecken. Als G-Strecken sollen alle übrigen Strecken zusammengefaßt werden, die nach der Unterscheidung in N- und E-Strecken noch verbleiben. Der Oberbau soll später durch Verwendung

von 149 Millimeter hohen Schienen wesentlich verstärkt werden. Die vorhandenen Brücken werden nach neuer Berechnungsgrundlage nachgeprüft, wobei man der Grenze der zulässigen Materialbeanspruchung bedeutend näher kommt als bisher. Bei neuen Brücken soll nur noch der hochwertigste Baustahl zur Verwendung gelangen. Eine Fülle dringlicher Aufgaben, deren baldige Durchführung durch die leidige Geldknappheit freilich stark gebremst wird, barrt auf diesem Gebiet noch der Erfüllung.

Mit gleichem Eifer arbeiten die Fachleute an der endgültigen Lösung der schon seit Jahrzehnten angestrebten Aufgabe, die sich die Sicherung fahrender Züge zum Ziel stiekt. Zu den vielen Vorschlägen, das Überfahren eines Halbsignals auf mechanische Weise zu verhindern, womit bisher leider noch kein absolutes Sicherung der Züge erreicht wurde, haben sich neuerdings andere Vorschläge gesetzt, die dieses Ziel mit Hilfe der drahtlosen Technik erreichen wollen. Die besondere Schwierigkeit auf diesem Gebiet liegt darin, daß die gewollte Zugbeeinflussung unter allen Umständen und bei jedem Wetter unbedingt sicher arbeiten muß, da sie sonst mehr Schaden anrichtet als Nutzen bringt. Kürzlich sind nun mit einer von der Telefunkengesellschaft herausgebrachten drahtlosen Zugbeeinflussung auf der Strecke Stendal-Swanda Versuche angestellt worden, deren Ergebnisse zwar den von der deutschen Reichsbahn aufgestellten Bedingungen noch nicht ganz entsprechen, immerhin aber eine prinzipielle Lösung der Aufgabe darstellen und bei weiterer Vervollkommenung die sicher wirkende Zugbeeinflussung erhöhen lassen. Fahrt die mit einem drahtlosen Sender ausgerüstete Lokomotive über den am Vorsignal zwischen den Schienen angeordneten aus Drahtwindungen und Kondensator bestehenden Schwingungskreis, so wird durch Induktion dieses Kreises auf den Sender dessen Schwingungszustand beeinflußt und eine Änderung des Anodenstromes im Sender herbeiführt. Durch diesen Vorgang wird schließlich ein Signal auf dem Führerstand der Lokomotive betätigt.

In Anbetracht ihres riesigen Kohlenverbrauches wendet jetzt die Reichsbahn ihre ganz besondere Aufmerksamkeit der rationellen Brennstoffausnutzung zu. Sie hat zu diesem Zweck eine Reihe von Untersuchungsstellen mit gut eingerichteten Laboratorien eingerichtet, die nach einheitlichem Programm arbeiten und in erster Linie die den Verbrauchsstellen aurollenden Kohlen prüfen. Durch diese stete, tägliche Kontrolle wird verhütet, daß die Lokomotiven mit ungeeigneten, geringwertigeren Kohlen versorgt werden. Von der gleichmäßigen Verförgung der Lokomotiven mit den geeigneten, guten Brennstoffen hängt zunächst die Regelmäßigkeit des Betriebes sehr ab, da minderwertige Kohle während der Fahrt oft genug zu Dampfengel und damit zu Zugverzögerungen führen kann; sodann gestaltet sich der Betrieb auch wirtschaftlicher, da man es in der Hand hat, die Kohle nicht nur nach der Menge, sondern auch nach ihrem Heizwert, also nach ihrer Güte, zu beziehen. Probefeuerungen und Probefahrten im Betriebe ergänzen die Laboratoriumsprüfungen nach der praktischen Seite hin. Nach gleichen Gesichtspunkten wird auch die Wärme- und Energiewirtschaft in den Eisenbahnwerstätten nach allen Regeln moderner Betriebswirtschaft den Anforderungen der Zeitzeit angepaßt.

So läßt denn vorstehender kleiner Ausschnitt aus dem Schaffen unserer Reichsbahn erkennen, daß die Verwaltung und ihre Techniker aufs eifrigste bemüht sind, den Wirkungsgrad des gesamten Betriebes mit allen Kräften zu verbessern, und ihn nicht nur in rein technischer Hinsicht auf der Höhe der Zeit zu erhalten, sondern ihn auch noch den in Ansicht gestellten kaufmännischen Gesichtspunkten zu der bestmöglichen Ausübung zu gestalten, die er nach dem Dawes-Abkommen leider nun mal sein soll und sein muß.

Kann man an einen Kristallempfänger mehrere Hörer anschließen? Das hängt vor allem von der Entfernung des betreffenden Senders ab. Sind die Darbietungen laut, so kann man ohne weiteres mehrere Hörer anschließen, bis zu zweien hintereinander, bei einer größeren Anzahl besser parallel zueinander.

Radio in Ostindien. Eine in der Bildung begriffene Gesellschaft will in Ostindien Radiostationen in Kalkutta und Bombai errichten. Die Besitzer von Empfangsapparaten müssen eine Gebühr entrichten, von der die Gesellschaft 80 Prozent erhält, während die übrigen 20 Prozent der Regierung zufallen.